

KATHERINE
SCHOLES

Die
Traummalerin

Roman

Aus dem Englischen übersetzt
von Margarethe von Pée

KNAUR 

Die australische Originalausgabe erschien 2013
unter dem Titel »The Perfect Wife« bei Penguin, Australia

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Deutsche Erstausgabe Dezember 2014
Knaur Taschenbuch

© 2013 Katherine Scholes

Für die deutschsprachige Ausgabe:

© 2014 Knaur Taschenbuch

Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt

Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München

Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.

Redaktion: Ilse Wagner

Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München

Umschlagabbildung: Gettyimages / Gary Palmer

Satz: Adobe InDesign im Verlag

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-426-51588-4

Für Jonny und Linden, mit all meiner Liebe

I

Ungeduldig rutschte Kitty auf ihrem Sitz hin und her. Die Reise hatte sich scheinbar endlos hingezogen, aber jetzt endlich war das Ende in Sicht. Bald würde sie wieder mit ihrem Ehemann vereint sein. Sie würden von vorn anfangen und ihre Ehe neu beleben. Die Vergangenheit lag abgeschlossen hinter ihnen, und alles würde neu, sauber und unbeschädigt sein. Sie konnte es kaum erwarten, dass das Flugzeug zur Landung ansetzte – und ihr Leben in Afrika endlich begann.

Um sich abzulenken, zupfte sie an ihrer Jacke und wischte ein paar Krümel von ihrem cremefarbenen Leinenrock. Dann lehnte sie den Kopf zurück und schloss die Augen. Sie waren heiß und trocken – in den letzten vierundzwanzig Stunden hatte sie kaum geschlafen. Irgendwo zwischen Rom und Bengasi hatte die Crew für die neun Passagiere die Betten gemacht, aber obwohl es bequem war, konnte Kitty sich nicht entspannen. Das dumpfe Pochen der Propeller, das durch die dünne Metallwand drang, störte sie. Außerdem war es ihr unangenehm, sich in Gesellschaft von Männern hinzulegen, die ihr vor dem Flug völlig unbekannt gewesen waren. Kitty hatte das Gefühl, gerade erst eingeschlummert zu sein, als die Flugbegleiter auch schon wieder kamen, um die Betten zusammenzuklappen und das Frühstück zu servieren.

Sie öffnete die Augen und wandte sich dem Passagier neben ihr zu. Paddy zeigte keine Anzeichen von Müdigkeit. Er saß aufrecht da und las in einem Taschenbuch, dessen Seiten vol-

ler Eselsohren waren. Als ob er Kittys Blick spüren würde, blickte er auf.

»Jetzt dauert es nicht mehr lange. Ich wette, Sie können es kaum erwarten, Ihren Mann wiederzusehen.«

Kitty nickte. »Die sechs Wochen kamen mir wie eine Ewigkeit vor.«

»Dann ist es also wahre Liebe.« Er grinste verschmitzt.

Kitty lächelte. Paddy war viel ungezwungener als die meisten Briten. Sie konnte sich bei ihm nicht vorstellen, dass er wie Theo in Anwesenheit einer Dame so lange stehen blieb, bis sie sich gesetzt hatte. In dieser Hinsicht war der Ire eher wie ein Australier – vielleicht fühlte sie sich deshalb so wohl mit ihm. Und mit seiner kleinen, rundlichen Statur wirkte er wie ein freundlicher Welpe. Von ihm ging keinerlei Bedrohung aus.

»Ich will das noch fertig lesen, bevor wir ankommen.« Paddy blätterte die restlichen Seiten seines Romans durch. »Wir werden wahrscheinlich viel zu tun haben.« Er wandte sich wieder seinem Buch zu und fuhr mit dem Finger über die Seite, um die Stelle zu finden, an der er aufgehört hatte.

Kitty dachte an den zugigen Hangar außerhalb von London, wo sie Paddy und den anderen Passagieren, die mit ihr nach Tanganjika flogen, zum ersten Mal begegnet war. Der Krieg war seit drei Jahren vorbei, aber die Männer stellten sich immer noch mit militärischem Rang und Namen vor. Sie waren alle Ingenieure und Mechaniker, die zu den Kongara-Traktor-Werkstätten flogen. Sie hatten als Gruppe zusammengestanden, die Koffer vor sich, und begonnen, über das Erdnuss-Projekt zu reden – was sie gehört hatten, was sie wussten. Kitty hatte zugehört und sich alles gemerkt. Sie wollte gut informiert sein, wenn sie ankam, damit Theo von Anfang an jeden Tag nach Hause kommen und mit seiner Frau über seine Arbeit sprechen konnte.

Paddy war zu spät gekommen, außer Atem und rot im Gesicht. Ein Tornister hing über seiner Schulter, und in der Hand hielt er seine zerknüllten Reisedokumente. Dem offiziellen Vertreter des Ministeriums für Ernährung war anzusehen, dass er zwischen Empörung über Paddys Unpünktlichkeit und Erleichterung darüber, dass er den letzten Namen auf seiner Liste abhaken konnte, schwankte. Er dirigierte seine Schützlinge zur Hangartür.

Als sie nach draußen traten, hielt sich Kitty den Pelzkragen ihres Mantels zu; es war ziemlich kalt. Der Betonboden war vereist, und sie blickte auf ihre Füße, als sie über die Landebahn gingen, deshalb hörte sie den Mann, der neben ihr ging, eher, als dass sie ihn sah.

»Mein Name ist Paddy O'Halloran.« Er lächelte fröhlich.

»Ich habe nicht im Krieg gekämpft.«

Kitty zog die Augenbrauen hoch. Seine direkte, beinahe neckende Art erschreckte sie. »Ich bin Mrs. Hamilton.«

»Ja, in der Tat«, sagte er. »Ich weiß alles über Sie.«

Kitty schwankte und blickte ihn alarmiert an. Kurz hörte sie in Gedanken Theos wütende Stimme.

Meine Frau, so scheint es, ist berühmt.

Dann hatte er so heftig mit der Zeitung auf den Tisch geschlagen, dass die Teetassen auf ihren Porzellanuntertellern klapperten.

Kitty schluckte und wappnete sich für das, was als Nächstes kommen musste. Aber Paddys Tonfall blieb gleichmütig. »Sie fliegen nach Tanganjika zu Ihrem Mann, Wing Commander Theo Hamilton. Leiter der Verwaltung. Man hat uns bei der Einweisung mitgeteilt, dass Sie an Bord sein würden.« Er zwinkerte ihr zu. »Wahrscheinlich wollte man sichergehen, dass wir uns alle benehmen. Manche von den Jungs sind nicht an eine Dame gewöhnt.«

Bevor Kitty antworten konnte, spürte sie, wie sie auf dem Eis ausglitt. Paddy packte sie am Arm und hielt sie fest. »Verdammt glatt. Passen Sie auf.«

Als sie sich dem Flugzeug näherten, zeigte er auf die Reihe viereckiger Fenster am Rumpf. »Das ist ein umgebauter Lancaster-Bomber, wissen Sie. Wollen wir mal hoffen, dass sie außer Fenstern auch Sitze eingebaut haben.«

»Mein Mann hat eine Lancaster geflogen.«

»Wie viele Einsätze hat er gehabt?«

»Neunundvierzig«, sagte Kitty stolz.

Paddy stieß einen Pfiff aus. »Er ist bestimmt unsterblich.« Er trat beiseite, um Kitty vor sich die Metallstufen hinaufgehen zu lassen.

Sie hielt sich am Geländer fest. Die Kälte drang durch ihre dünnen Ziegenlederhandschuhe. Sie hatte das Gefühl, die Lancaster sei ein riesiges, wildes Tier, das sie zu verschlingen drohte, aber sie bemühte sich, es zu ignorieren. Nachrichtenszenen gingen ihr durch den Kopf. Sie hörte das hektische Stottern kaputter Maschinen. Sie sah Cockpits in Flammen aufgehen und dunkle Rauchfahnen aufsteigen. Die Flugzeuge sahen aus wie Spielzeug, wenn sie vom Himmel ins Meer stürzten. In den drei langen Jahren, in denen Theo im aktiven Dienst gestanden hatte, hatte sie in ständiger Angst gelebt, ihn zu verlieren. Beinahe wäre dies auch geschehen: Bei einem Bombenangriff in Deutschland war sein Flugzeug getroffen worden. Es war ihm gelungen, die Lancaster zurück nach England zu bringen, wo er auf einem Acker notlandete – aber er hatte als Einziger von der Mannschaft die Flammen überlebt. Am nächsten Tag war er wieder zum Dienst erschienen. Der Alptraum war noch nicht zu Ende gewesen – seine Freunde starben, einer nach dem anderen. Fast hatte Kitty das Gefühl gehabt, es wäre eine Erleichterung, wenn auch sie

endlich das Telegramm erhalten würde, das ihre Ängste bestätigte.

Oben an der Treppe blieb Kitty stehen und holte tief Luft, um sich zu beruhigen. Theo hatte überlebt. Der Krieg war Vergangenheit. Und heute wurde der Bomber zu nützlicheren Zwecken eingesetzt.

Die Flugbegleiter brachten die Passagiere zu ihren Sitzen, verstaute Mäntel, Taschen und Zeitungen. Paddy hatte sich auf den Platz neben Kitty gesetzt.

»Ich fliege zum ersten Mal«, hatte er gesagt. »Auf einem Schiff fühle ich mich mehr zu Hause. Was ist mit Ihnen?«

»Ich bin schon einige Male mit einem kleinen Flugzeug geflogen«, erwiderte Kitty. »Aber das ist nicht dasselbe.« Nicht nur die Verbindung der Lancaster mit dem Krieg machte Kitty nervös: Die Dimensionen des Bombers jagten ihr Angst ein. Der Pilot und die Kontrollgeräte waren so weit weg. Wenn sie in der einmotorigen Tiger Moth direkt vor Theo saß, fühlte sie sich sicherer.

»Machen Sie sich keine Sorgen«, hatte Paddy gesagt. »Uns passiert schon nichts.« Kitty hatte das Gefühl, er tröstete damit nicht nur sie, sondern vor allem auch sich selbst.

In den langen Stunden des Flugs waren sie in Turbulenzen geraten. Die Passagiere umklammerten die Armlehnen ihrer Sitze, und Spucktüten wurden verteilt. Als die Maschine wieder ruhig flog, erzählten die Männer Geschichten oder machten Witze über das Essen. Es gab sogar Bemerkungen über die Toilette, aber Kitty wusste, dass sie nicht für ihre Ohren bestimmt waren. Bei den Tankaufenthalten in Italien, Libyen, Uganda und Kenia hatten sie gemeinsam in ehemaligen Militärschuppen gewartet, die als Flughafengebäude genutzt wurden. Es roch nach Diesel, und sie tranken warme Coca-Cola oder abgestandenen Tee. Bei der letzten Zwischenlandung in Nairobi hatten sie köstliche

kleine Snacks, *samosas*, angeboten bekommen. Alle hatten sie mit den Fingern gegessen und sich diese anschließend schamlos abgeleckt. Es war nicht überraschend, dass sie sich jedes Mal, wenn sie ihre Plätze im Flugzeug wieder einnahmen, mehr wie Freunde fühlten.

Jetzt, wo die Reise fast vorüber war, blickte Kitty sich in der Kabine um und betrachtete ihre Gefährten. Sie würden in den Werkstätten schwere Maschinen reparieren und in den Quartieren für alleinstehende Männer untergebracht sein. Kitty wusste, dass sie in einem richtigen Haus wohnen würde – die Renovierungsarbeiten hatten sich verzögert, und deshalb hatte sie die Wochen nach Theos Abreise in England warten müssen. Aber darüber hinaus wusste sie nicht, was sie erwartete. Neben der Vorfreude auf ein Wiedersehen mit Theo verspürte Kitty eine unterschwellige Spannung. Sie tröstete sich mit dem Gedanken, dass Kongara nicht so groß war – wenigstens ab und zu würde sie diesen Männern noch einmal begegnen. Es würde gut sein, vertraute Gesichter inmitten all dieses Neuen und Fremden zu sehen.

Kitty fuhr sich mit den Fingern durch die Haare und strich sich ein paar verirrte Strähnen aus dem Gesicht. Der schicke Bob war ganz neu. Dass jetzt unterhalb ihrer Kinnlinie nichts mehr war, schockierte sie immer noch; sie vermisste ihre langen dunklen Haare, die ihr bis auf die Schultern gefallen waren, solange sie denken konnte. Sie hatte sie nicht ganz abschneiden wollen – die neue Frisur war Teil der Vereinbarung gewesen, die sie mit Theo getroffen hatte. Er wollte nicht, dass jemand sie erkannte. Kitty wollte das natürlich auch nicht. Aber als ihre langen Haare immer kürzer wurden, traten ihr doch Tränen in die Augen. Ihre Verwandlung hatte natürlich vor allem damit zu tun, dass Theo Anspruch auf sie erhob. Mit ihrer neuen Erscheinung erkannte sie an, dass sie

sich wirklich dessen schämte, was sie getan hatte – wer sie gewesen war. Sie schüttelte den Kopf und spürte das leichte Kitzeln der Haare, die ihre Wangen streiften. Kürzere Haare waren eine vernünftige Entscheidung, sagte sie sich. Sie passten viel besser zum heißen Klima.

Sie ergriff ihre Handtasche, öffnete sie und nahm ihre Puderdose heraus. Sie wollte gerade den Deckel aufklappen, als sie innehielt und unbehaglich das eingravierte goldene Monogramm betrachtete. Eigentlich hätte sie alles zurücklassen müssen, was sie mit Katya verband, aber die Puderdose hatte sie unbedingt behalten wollen. Jetzt jedoch stieg der Gedanke in ihr auf, dass das vielleicht ein Fehler gewesen war. Sie sollte sie besser loswerden, bevor jemand sie sah. Aber als sie das glatte Schildpatt der Dose in der Hand fühlte, dachte sie trotzig: Ach was, Theo wird sie wahrscheinlich gar nicht bemerken. Und was jemand anderen betraf – die Initialen YKA waren so verschlungen, dass sie kaum zu lesen waren.

In dem kleinen, von Puder bestäubten Spiegel betrachtete sie prüfend ihre Lippen, die sie mit einem matt glänzenden, dunkelroten Lippenstift geschminkt hatte. Ihre Augenbrauen waren dünn gezupft und mit einem Augenbrauenstift nachgezogen. An ihre neue Frisur hatte sie sich noch nicht gewöhnt. Sie hatte das Gefühl, eine Fremde im Spiegel zu sehen.

Nase und Stirn glänzten ein bisschen. Kittys Hand verharrte zögernd über der Puderquaste. Sie konnte beinahe Theos Mutter hören, die ihre Ansicht über Frauen kundtat, die sich in der Öffentlichkeit die Nase puderten. Es war nur eines der kleinen Verbrechen, vor denen Louisa das Mädchen aus Australien gewarnt hatte. Kitty schloss kurz die Augen, um die Erinnerung an Louisa, die ihr einredete, sie müsse Distanz zur normalen Welt halten, aus ihren Gedanken zu verbannen.

Der Name einer Dame taucht in ihrem Leben nur drei Mal in der Zeitung auf. Wenn sie zur Welt kommt, wenn sie heiratet und wenn sie beerdigt wird.

Wegen dem, was später geschah, waren die Worte in Kittys Kopf immer größer und bedrohlicher geworden. Als kleine Wiedergutmachung gab sie den Gedanken auf, sich die Nase zu pudern. Sie wusste, dass selbst der Gang zur Toilette unter all diesen Männerblicken etwas Unschickliches hätte. Entschlossen klappte sie die Puderdose zu und steckte sie wieder in ihre Tasche.

Neben ihr legte Paddy sein Buch beiseite und stand auf, um aus einem der Fenster zu blicken. Er stand breitbeinig da, musste sich aber trotzdem bücken, um hindurchspähen zu können.

»Ist schon etwas zu sehen?«, fragte Kitty ihn.

Er schüttelte den Kopf.

Seufzend überlegte sie, ob sie ihr Buch *Swahili im Selbststudium* herausholen und ein wenig üben sollte. Janet, die pensionierte Missionarin, die Kitty vor ihrer Abreise aus England Sprachunterricht gegeben hatte, hätte das wahrscheinlich gebilligt – sie hatte ständig betont, dass sie in jedem freien Moment Vokabeln lernen sollte. Aber Kitty konnte sich nicht konzentrieren. Müßig betrachtete sie ihre Schuhe. Sie waren ein bisschen staubig, sahen aber trotzdem noch schick aus. Das Leder schmiegte sich an ihre Füße, und die hohen Absätze ließen ihre Waden lang und elegant erscheinen. Sie konnte nur hoffen, dass sie ihren Mann nicht überragte.

Plötzlich richtete sich Paddy auf und rief über die Schulter:

»Da ist es! Kommen Sie her!«

Kitty sprang auf und stellte sich neben ihn. In den letzten vier oder fünf Stunden waren sie nur über Wildnis geflogen – eine unauffällige Landschaft, die sie an zu Hause erinner-

te. Aber als sie jetzt hinaussah, hielt sie überrascht den Atem an.

Die Landschaft unter ihnen hatte sich verändert. Büsche, Gras und Bäume gab es nicht mehr, und man sah blanke, rote Erde. Das gerodete Land, das sich bis zum Horizont erstreckte, war durch ein Netz gerader Linien in große Rechtecke aufgeteilt. Die Linien waren wohl die Straßen, vermutete Kitty; sie erinnerten sie an die Wege, die über die großen Weiden auf der Farm ihres Vaters in Australien führten. Als sie genauer hinschaute, sah sie wellige Linien auf der Erde. Sie fragte sich, ob sie Wind abhalten oder Erosion durch Wasser vermeiden sollten. Vielleicht beides.

»Sehen Sie sich nur an, wie riesig das ist!« Paddy pffte durch die Zähne. »Jede dieser Plantagen ist hundert Mal so groß wie die meisten englischen Höfe.« Er lächelte Kitty an. »Ich habe bei der Einführung gut zugehört. Das Tanganjika-Erdnuss-Projekt umfasst fast dreizehntausend Quadratkilometer. Halb so groß wie Wales. Offensichtlich haben sich schon hunderttausend Ex-Soldaten beworben.« Er grinste. »Das sind wir – die Erdnuss-Armee.«

Die anderen Passagiere versammelten sich ebenfalls an den Fenstern und starrten fasziniert auf das riesige Gelände unter ihnen.

»Wisst ihr, wie das alles angefangen hat?« Kitty erkannte die Stimme von Billy, einem Ingenieur aus dem Middlesex-Regiment, der immer noch aufgrund einer Schrapnell-Wunde humpelte. »Der Ernährungsminister, Mr. Strachey, hat im Krieg die Idee gehabt, als er Lastwagen beobachtete, die an die Front fuhren. Er träumte von einer anderen Art von Konvoi. Pflugscharen statt Waffen für Afrika.«

Alle schauten Billy an. Er hatte während der Reise viele Witze erzählt, aber jetzt war sein Tonfall fast andächtig.

»Und genau das ist es«, fuhr er fort, »eine Chance, etwas Gutes zu tun, Tod und Zerstörung wiedergutzumachen. Und wir sind ein Teil davon. Ein Krieg gegen den Hunger.«

Kitty wechselte Blicke mit Billy und Paddy, und dann schaute sie die anderen an – Nick, Jimmy, Jamie, Robby, Ralph und Peter. Die gemeinsame Mission verband sie miteinander, und Kitty spürte förmlich, wie ihre Angst vor dem, was sie in Kongara erwartete, von ihr abfiel. Ihr neues Leben würde aufregend werden, und sie würde immer etwas Sinnvolles zu tun haben.

Die Männer ließen Kitty als Erste aussteigen. Als sie die Metalltreppe betrat, die ans Flugzeug geschoben worden war, traf sie ein Schwall heißer, trockener Luft – die Art von Hitze, die sie von zu Hause gewöhnt war. Hinter dem Diesलगestank lag der vertraute Geruch des Buschs: Staub, Kuhdung und der Moschusduft der Blätter. Ihr Blick glitt über die kleine Menge, die sich auf dem Rollfeld versammelt hatte. Sie hielt Ausschau nach Theos rotblonden Haaren oder seiner auffälligen Haltung – er beugte den Körper immer ein wenig vor, als ob er gegen den Wind ankämpfen müsse. Er war nirgendwo zu sehen. Ein paar Männer standen zusammen, schick gekleidet in Anzügen und Hemden, mit Krawatten und Hüten. Eine weitere Gruppe trug Khakihemden und weite Shorts, Kniestrümpfe und Stiefel. Keiner von ihnen sah wie Theo aus.

Sie schirmte die Augen mit der Hand gegen die Nachmittags-sonne ab und blickte sich suchend um. Die einzige andere weiße Person, die sie sehen konnte, trug einen blauen Overall und schien zum Flughafenpersonal zu gehören. Angst stieg in ihr auf, dass Theo krank sein könnte oder einen Unfall gehabt hatte. Sie versuchte, nicht an das Schicksal des Mannes zu denken,

den er hier ersetzen sollte; ihm war etwas so Schreckliches widerfahren, dass Theo es ihr noch nicht einmal erzählen wollte. Aber sie wusste, dass es ein grauenhafter Unfall gewesen sein musste. Normalerweise war der Job ihres Mannes hier nicht gefährlich. Sie ging die Stufen hinunter. Hinter sich hörte sie die schweren Tritte von Paddys Stiefeln. Sie hob das Kinn, entschlossen, sich nichts von ihrer Angst anmerken zu lassen. Es gab bestimmt einen einfachen, ganz gewöhnlichen Grund dafür, dass Theo nicht hier war, um sie zu begrüßen.

Kaum hatte sie den Fuß auf den Asphalt gesetzt, trat einer der Männer im Anzug vor. Er reichte ihr einen in Zellophan verpackten Blumenstrauß.

»Willkommen in Tanganjika – und willkommen in Kongara.« Kitty nahm die Blumen entgegen und blickte den Mann forschend an. Ob er wohl schlechte Nachrichten hatte?

Er streckte die Hand aus. »Private Toby Carmichael, der Assistent Ihres Mannes.«

»Sehr erfreut«, erwiderte sie. Seine blasse Haut irritierte sie – es sah nicht so aus, als ob er sich allzu oft an der frischen Luft aufhalten würde.

»Leider wurde er abberufen. Eine dringende Angelegenheit, die keinen Aufschub duldet. Es tut mir leid.« Die Wahl seiner Worte erinnerte Kitty an Theo. »Er ist bei den Einheiten. Gegen Ende des Nachmittags wird er zurück sein.« Er wies auf ein Mädchen, das mit einem Clipboard in der Hand in der Nähe stand. Sie hatte ein rundes, junges Gesicht, rote Lippen und sorgfältig frisierte Haare. Gekleidet war sie in einen schlichten Khakirock mit passender Bluse. »Ich habe veranlasst, dass Lisa Sie zum Haus bringt. Mr. Hamilton wird so bald wie möglich zurückkommen. Hoffentlich war Ihre Reise nicht zu beschwerlich – obwohl sie natürlich sehr lang war.«

»Wohin musste Theo?« Jetzt, wo Kitty wusste, dass Theo nicht krank war und auch keinen Unfall gehabt hatte, fühlte sie sich von ihm im Stich gelassen.

»Es hat Probleme mit den irischen Arbeitern unten an den Einheiten gegeben.« Toby senkte die Stimme, als wolle er vertrauliche Informationen weitergeben. »Absolut kein Grund zur Beunruhigung.«

Kitty verdrängte ihre verletzten Gefühle. Die Arbeit ging vor. Deshalb waren sie ja hier. Der Krieg gegen den Hunger.

»Haben Sie ›die Einheiten‹ gesagt?«, fragte sie.

»Ja. So nennen wir die Plantagen.«

Sie merkte sich den Ausdruck. Sie hatte bereits entdeckt, dass die Straßen hier »Pisten« hießen. OFC war die Abkürzung für Overseas Food Corporation. UAC war die United Africa Company, die an den OFC Arbeitskräfte vermittelte. Und Erdnüsse waren, nun ja, Erdnüsse.

»Kommen Sie«, sagte Toby, »ich stelle Ihnen ein paar Leute vor.« Der Austausch von Name und Rang, das Lächeln und Händeschütteln schien ewig zu dauern, während Toby ihr jeden Einzelnen vorstellte. Kitty unterdrückte ein Gähnen, indem sie sich die Hand vor den Mund hielt. Plötzlich jedoch wurde sie hellwach, als sie aus den Augenwinkeln eine Bewegung bemerkte. Ein Auto näherte sich in raschem Tempo. Eine große, glänzende Limousine, so blau wie der Himmel.

Als sie näher kam, sah Kitty, dass es sich um einen Mercedes handelte – in den Ställen von Hamilton waren zwei untergestellt. Dieser hier war ein neueres Modell, aber er strahlte trotzdem noch altmodische Eleganz aus mit den geschwungenen Radläufen und dem breiten, flachen Chassis.

Das Auto kam ein paar Meter vor ihr zum Stehen. Ein Afrikaner saß am Steuer. Seine Gesichtszüge waren hinter der glänzenden Windschutzscheibe fast nicht zu erkennen. Kitty

blickte zur hinteren Tür, weil sie erwartete, Theo dort zu sehen. Er hatte sich von seiner Arbeit freigemacht, weil er es nicht ertragen konnte, ihre Ankunft zu verpassen!

Hinten im Fond saß eine Frau mit Sonnenbrille, auf dem Kopf einen großen, zitronengelben Hut.

Der Fahrer sprang aus dem Wagen und öffnete ihr die Tür. Er war anscheinend im mittleren Alter, trug jedoch eine Art Matrosenanzug.

Ein weißer, hochhackiger Schuh wurde auf den Asphalt gesetzt, ein weiterer folgte. Beine in Seidenstrümpfen tauchten auf, und schließlich erschien die ganze Frau. Sie trug passend zu ihrem Hut ein gelbes Kleid, und ihre Handschuhe waren weiß wie die Schuhe. Kurz blieb sie stehen und inspizierte die Szene, dann nahm sie die Sonnenbrille ab.

»Verdammt! Ich wusste, dass ich zu spät komme.« Sie warf ihrem Fahrer einen vorwurfsvollen Blick zu. Dann wandte sie sich zu Kitty und fixierte sie aus graugrünen, sorgfältig mit Lidstrich und Lidschatten geschminkten Augen. »Sie müssen Theos Frau sein.« Sie hatte den gleichen gepflegten englischen Akzent wie Theo, aber ihre Aussprache war gedehnter. »Ich bin Mrs. Richard Armstrong. Mein Mann hat mich gebeten, Sie zu begrüßen, da Richard dringend weg musste.«

»Wie freundlich von Ihnen, dass Sie extra hierhergekommen sind«, sagte Kitty.

Am Verhalten der Frau war nicht zu erkennen, ob die Aufgabe für sie ein Vergnügen oder eine Pflicht war. Sie schenkte den Anwesenden die Andeutung eines Lächelns und wandte sich dann zu Toby. Kitty sah, wie er die Schultern straffte und fast Haltung annahm. »Bitte, sorgen Sie dafür, dass Mrs. Hamiltons Gepäck zum Haus geschickt wird. Wir fahren schon vor.«

»Ja, selbstverständlich.« Toby warf Lisa, die immer noch mit dem Klemmbrett dastand, einen Blick zu. Sie wirkte enttäuscht, weil man ihr ihre Aufgabe weggeschnappt hatte.

Kitty durchforstete ihr Gedächtnis nach dem Namen Armstrong. War das Theos Vorgesetzter, der Generaldirektor? Oder vielleicht sein Kollege, der für die Landwirtschaft zuständig war?

Die Frau wandte sich wieder an Kitty. »Sie können Diana zu mir sagen.«

»Danke. Bitte, nennen Sie mich Kitty.«

Dianas Blick wanderte über Kittys Gesicht und Figur. Jetzt war sie froh, dass sie ihr Versprechen gegenüber Theo gehalten und ihre Erscheinung verändert hatte. Unter Dianas kritischem Blick kamen ihr Rock und Jackett viel zu schlicht vor, und auch die neuen Schuhe wirkten langweilig, aber zumindest ihre Frisur und die Augenbrauen waren zeitgemäß.

»Lassen Sie uns fahren«, sagte Diana.

Kitty blickte sich suchend nach Paddy um. Er grinste ihr aufmunternd zu und winkte. Sie wollte gerade Diana zum Wagen folgen, als ein plötzlicher Windstoß aufkam. Die Männer hielten ihre Hüte fest und wandten sich von dem beißenden Staub ab. An Lisas Klemmbrett flatterte das Papier. Kitty kniff die Augen zusammen und warf Diana einen verstohlenen Blick zu. Aufrecht und ungerührt stand die Frau da. Sie senkte nur ein wenig den Blick, so dass ihre getuschten Wimpern wie dunkle Halbmonde auf ihrer Haut lagen. Mit einer behandschuhten Hand griff sie nach der Krempe ihres gelben Hutes.

Der Mercedes fuhr vom Rollfeld auf eine neu angelegte Straße – ein frisch asphaltiertes Band, das sich durch gerodeten Busch zog. Die beiden Frauen saßen nebeneinander hinten im

Auto. Diana hielt den Blick starr nach vorn gerichtet. Auch aus der Nähe war ihre Haut makellos – gleichmäßig gepudert und mit Rouge aufgefrischt.

»Sie sind Australierin«, sagte Diana, ohne Kitty anzusehen. Kitty warf ihr einen unbehaglichen Blick zu. Theo hatte ihr das bestimmt nicht gesagt, also musste Diana ihren Akzent erkannt haben. Der Sprachlehrer hatte Theos Mutter versichert, dass niemand hören würde, woher ihre Schwiegertochter kam. Aber anscheinend hatte die Unterhaltung mit Paddy Kittys Akzent wieder an die Oberfläche geholt. Vielleicht war das geschehen, als sie dem Iren von der Farm im Outback erzählt hatte, auf der sie aufgewachsen war.

»Ja, ursprünglich«, sagte sie schließlich. »Aber ich lebe schon seit Jahren in England. Ich bin kurz vor dem Krieg dorthin gezogen.«

Diana schwieg. Sie legte den Kopf zurück. Anscheinend war sie erschöpft, weil sie gerade eine so schwierige Aufgabe bewältigt hatte. Als das Schweigen sich in die Länge zog, blickte Kitty aus dem Seitenfenster. Die rote Erde war fruchtbar, aber die Vegetation spärlich. Alles kam ihr sehr trocken vor. Ihr Vater hatte sein Leben lang mit dem trockenen Boden gekämpft und sich bemüht, so viel herauszuholen, dass er seine Familie davon ernähren konnte. Und doch war dies das Gebiet, das für eines der ehrgeizigsten Landwirtschaftsprojekte der Welt ausgewählt worden war. Vielleicht lag es bloß an der Jahreszeit, dachte Kitty – die Wirkung des extremen tropischen Klimas; Dinge, von denen sie nichts verstand. Sie blickte sich im Inneren des Wagens um, betrachtete das polierte Holz, die glänzenden Nickelbeschläge und die dunkelroten Ledersitze. Der Wagen hatte mit der Welt da draußen nichts zu tun.

Die Straße führte in ein Gebiet, wo der gerodete Busch felsiger wurde. Der Mercedes fuhr zwischen blassen Steinhügeln

voller Büsche hindurch, bis sie schließlich wieder in offenes Gelände kamen. Zugleich machte die Straße eine scharfe Kurve. Kitty setzte sich aufrecht hin und öffnete überrascht den Mund. Vor ihnen tauchte eine Bergkette auf – so abrupt, als seien die Berge zufällig dort hingeworfen worden. Beim Landeanflug hatte sie sie vom Flugzeug aus nicht gesehen. Es waren spitze, zerklüftete Gipfel, die hoch aufragten wie Pyramiden, von einem Kind gezeichnet.

Sie wandte sich an Diana. »Diese Berge ... Sie sind wunderschön!«

Diana zuckte leicht mit den Schultern. »Ich würde sie eher als Hügel bezeichnen. Auf Bergen kann man Ski laufen.«

Danach herrschte wieder Schweigen, nur durchbrochen vom leisen Brummen des Motors. Im Gegensatz zu den Bergen wirkte die Landschaft um sie herum sogar noch weniger bemerkenswert. Dann kam in der Ferne eine Ansiedlung in Sicht. Kitty spähte durch die Windschutzscheibe und versuchte, etwas zu erkennen. Als sie näher kamen, nahmen die seltsamen Formen und Farben Gestalt an.

Es war ein Meer von Zelten, die sich bis weit in die Ferne erstreckten – identische, schmutzig weiße Dreiecke in schnurgeraden Reihen.

»Was ist das hier?«, fragte Kitty Diana. Es gab auch hohe Drahtzäune und Parkplätze mit weiß markierten Steinen. »Es sieht aus wie ein Armee-Lager.«

»Das ist Kongara.«

Kitty verbarg ihre Verwirrung. Aus Theos Bemerkungen nach seiner Einführung in London und den beiden Briefen, die er aus Tanganjika geschickt hatte, hatte sie sich einen kleinen Ort vorgestellt, der aus einfachen, aber soliden Häusern bestand. Er hatte einen Club mit einem Swimmingpool und eine Reihe von Geschäften erwähnt. *Du wirst dein neues Zu-*

hause lieben, hatte Theo geschrieben. *Der OFC hat es voll eingerichtet, bis hin zu rosa Handtüchern im Badezimmer.*

»Die Afrikaner nennen es *Londoni*.« Diana stieß ein kurzes Lachen aus. »Das ist Swahili für London – obwohl man es kaum verstehen kann, so wie sie es aussprechen. Aber wir haben uns an den Namen gewöhnt, und mittlerweile benutzen wir ihn alle. Nicht für das gesamte Gebiet – nur für den Ort.« Kitty wiederholte das Wort im Geiste. Lon-*do*-ni. Die mittlere Silbe war langgezogen, wodurch der Name melodisch und faszinierend klang. Sie betrachtete die Zeltreihen. Dazwischen fielen ihr einige runde Hütten mit Lehmwänden und Segeltuchdächern auf. Dann sah sie ein langes, schmales Gebäude mit einer Veranda. Ein Ende war weiß gestrichen, und über der Tür stand *Speisesaal*. Das andere Ende war aus blankem Holz, und dort stand *Messe* über der Tür. Beide Bereiche waren eingezäunt und hätten Vorgärten sein können, wenn etwas dort gewachsen wäre. Sie sah auch ein paar Wellblechbaracken – während des Krieges waren sie in England ein vertrauter Anblick gewesen. Und es gab ein Außenkino mit einer Leinwand und Sitzreihen.

Das Auto fuhr nur noch Schritttempo, als sie einen Bereich mit größeren Zelten erreichten. Plötzlich tauchten von überallher Menschen auf. Hellhäutige Europäer, Afrikaner, ein paar Inder – alle in Khakikleidung, was zu der Atmosphäre eines Armeecamps beitrug. Die meisten waren Männer, aber Kitty sah auch ein paar junge Frauen in Rock und Bluse – wie Lisa. Alle bewegten sich rasch. Ein Mann in einem Tropenanzug blickte auf seine Armbanduhr, dann begann er zu laufen. »Hauptquartier«, sagte Diana.

Vor dem größten Zelt stand ein Fahnenmast, an dem schlaff der Union Jack hing. Daneben parkte ein schwarzer Rolls-Royce. Ein afrikanischer Soldat in einem schicken Jackett mit

Gürtel, einen braunen Fez auf dem Kopf, stand davor. Kitty verrenkte sich beinahe den Hals, weil sie hoffte, einen Blick ins Zelt werfen zu können. Aber sie sah nur einen großen Schreibtisch, eine Schreibmaschine und einen schiefen Stapel Aktenordner.

Das Auto fuhr weiter, an Hunderten von kleinen Zelten vorbei, bis sie in ein Gebiet kamen, in dem hölzerne Bungalows standen. Auch sie waren identisch und sahen so aus, als bestünden sie nur aus zwei Zimmern. An den Seiten verliefen Wäscheleinen. Die Wäsche, die dort hing, bestand hauptsächlich aus khakifarbener Arbeitskleidung, aber ab und zu sah man auch ein buntes Kleid, eine Bluse oder einen Kinderschlafanzug.

»Und das«, sagte Diana, »ist der ›Geräteschuppen‹.«

»Wohnen Sie – wir – hier?«, fragte Kitty zögernd.

»Du lieber Himmel, nein«, erwiderte Diana. »Das ist für die Angestellten, das medizinische Personal – für solche Leute.« Sie zeigte nach vorn zu den Bergen, deren Fuß grün war. »Wir leben dort oben – auf dem Millionärshügel. Das ist natürlich nicht der wirkliche Name. Es heißt Hillside Avenue. Die prächtigste Adresse in ganz Tanganjika.«

Kitty entdeckte einen spöttischen Unterton in Dianas Stimme. Sie versuchte gerade, eine passende Antwort zu formulieren, als Dianas Gesicht auf einmal erstarrte. Sie legte dem Fahrer die Hand auf die Schulter. »Pass auf!«

Das Auto kam so abrupt zum Stehen, dass beide Frauen gegen die Vordersitze geschleudert wurden. Eine angespannte Stille entstand. Dann hörte man ein Kind lachen.

»Gottlob«, sagte der Fahrer, »wir haben sie nicht angefahren.« Ein kleines Mädchen rannte von der Straße herunter. Blonde Zöpfe wippten auf ihrem Rücken, während sie einem roten Ball hinterherlief.

Die beiden Frauen lehnten sich wieder zurück. Kitty seufzte erleichtert, aber Diana saß erstarrt, mit weit aufgerissenen Augen da.

»Es ist alles in Ordnung«, sagte Kitty. »Ihr ist nichts passiert.« Diana nickte, konnte aber anscheinend nichts sagen. Ihr Gesicht war auf einmal schweißbedeckt. Sie nahm den Hut ab und warf ihn zu Boden. Ihre braunen Haare waren zerdrückt. Zitternd schlug sie die Hände vors Gesicht. Kitty sah ihre polierten Nägel und die mit Ringen beladenen Finger, bevor sie sich taktvoll abwandte.

Im Rückspiegel begegnete sie dem besorgten Blick des Fahrers.

»Fahren Sie«, wies sie ihn an. »Mrs. Armstrong braucht ein Glas Wasser.«

Er fuhr weiter, in Richtung des Millionärshügels.

Nach und nach wurde Dianas Atem ruhiger. Schließlich hob sie den Kopf und schob sich eine feuchte Haarsträhne aus der Stirn. »Ich weiß nicht, warum die Leute nicht auf ihre Kinder aufpassen können.« Sie beugte sich vor, um ihren Hut aufzuheben, klopfte ihn ab und legte ihn sich vorsichtig auf die Knie.

Kitty nickte höflich, wandte aber dann den Blick wieder ab. Ihr war bewusst, dass sie etwas gesehen hatte, was nicht für ihre Augen bestimmt war – Diana war auf zutiefst peinliche Art bloßgestellt worden. Und für sie beide war das kein guter Start.

Der Mercedes bog in eine geschwungene Einfahrt ein. Die Reifen knirschten auf dem Kies. Gespannt hielt Kitty Ausschau nach dem Haus. Nach den Zelten und Bungalows war sie auf Enttäuschung gefasst, aber das Gebäude, das in Sicht kam, war groß und solide und erstaunlich modern. In der Mitte befand sich eine Veranda, und die Mauern aus Betonblöcken waren weiß gestrichen. Das Blechdach hatte einen eleganten Schwung. Vor dem Haus erstreckte sich ein weitläufiger Garten, der von einem weißen Zaun umgeben war. Dort wuchsen Bougainvilleen – die meisten Blüten waren leuchtend violett wie in Australien, aber es gab auch Pastelltöne wie Rosa, Orange, Mauve und Weiß. Jemand hatte versucht, die Pflanzen zu Bögen zu formen, aber die widerspenstigen Triebe rankten sich in alle Richtungen.

Der Fahrer hupte. Innerhalb weniger Momente tauchten an der Haustür zwei Afrikaner in weißen Hemden und Shorts auf. Zwei weitere Männer in Khaki-Uniformen gesellten sich zu ihnen. Die vier flankierten die Eingangstür, zwei auf jeder Seite, und nahmen Haltung an. Kitty fühlte sich an Szenen auf Hamilton Hall vor dem Krieg erinnert. Wenn die Familie nach einer Zeit der Abwesenheit nach Hause zurückkehrte, versammelte sich vor dem Haus das gesamte Personal – mindestens zwanzig Personen –, um sie willkommen zu heißen. Diana stieg aus dem Auto, wobei sie ihren Hut auf dem Sitz liegen ließ. Sie war jetzt wieder völlig ruhig, so als ob es den Zwischenfall mit dem Kind und dem Ball nicht gegeben hätte.

Sie führte Kitty zur Veranda hinauf, und sie traten über den mit kleinen Steinen gesprenkelten Betonboden zu den Afrikanern. »Ihr Koch, Ihr Hausboy, Ihr Gärtner, Ihre Wache.« Bei dem letztgenannten Mann blieb sie stehen und blickte ihn so lange an, bis er seine Mütze abnahm.

Kitty versuchte, Dianas herablassendes Verhalten abzumildern, indem sie lächelte. Sie begrüßte die Männer sogar auf Swahili. »*Hamjambo*.«

Die Männer starrten sie an, als ob sie sie nicht verstünden, obwohl Kitty wusste, dass ihre Begrüßung korrekt war. Beinahe konnte sie Janets feste Stimme hören, die ihr alles einpaukte: »*Hujambo* wird verwendet, wenn man eine einzelne Person begrüßt. Für zwei oder mehr ist es *Hamjambo*, und die Erwiderung darauf ist *Hatujambo* ...«

Kitty versuchte es erneut. »*Habari gani?* Wie geht es Ihnen?« Immer noch keine Antwort.

»Wie süß von Ihnen, ein wenig Swahili zu lernen.« Diana klang verblüfft. »Aber sie sprechen absolut brauchbares Englisch. Cynthia war sehr wählerisch bei ihrem Personal.«

Kitty wollte gerade weitergehen, als der Mann, den Diana als ihren Hausboy bezeichnet hatte, nach dem Strauß Blumen griff, den sie in der Hand hielt.

»Ich kann sie in eine Vas-ie stellen, Memsahib«, sagte er.

»Vase«, korrigierte Diana ihn und verdrehte die Augen. »Ständig hängen sie ein ›i‹ an das Wortende. Traktori. Londoni. Das geht einem auf die Nerven. Es klingt so, als wollten sie sich über unsere Sprache lustig machen.«

Kitty beschloss, nicht zu erklären, dass im Swahili alle Substantive – und alle Namen – auf einen Vokal enden mussten. Ohne sich von der offensichtlichen Ablehnung ihrer Sprachkenntnisse abschrecken zu lassen, lächelte sie den Hausboy freundlich an. Er hatte Haltung angenommen und hielt die

Blumen mit den Köpfen nach unten an der Seite. Er schien in ihrem Alter zu sein – Ende zwanzig, vielleicht Anfang dreißig. In Hamilton Hall hatte Kitty sich daran gewöhnt, von erwachsenen Männern bedient zu werden. Aber hier fühlte es sich irgendwie fremder an. Tanganjika war das Land dieser Menschen, nicht ihres.

Diana führte Kitty ins Haus hinein, wobei sie ihre Handschuhe abstreifte und in ihre Handtasche steckte. Ihre hohen Absätze klapperten auf dem Dielenboden, als sie ein großes Wohnzimmer betrat. Es roch ein wenig nach frischer Farbe, obwohl die Verandatüren weit geöffnet waren. Mittlerweile war es später Nachmittag, und die Sonne bildete Lichtpfützen auf dem polierten Boden. Kitty sah ein dreisitziges grünes Samtsofa. An den Fenstern hingen dazu passende Vorhänge. An der Wand stand ein Bücherregal mit in Leder gebundenen Romanen. Ein Getränkewagen war voller Flaschen, Karaffen, Gläser und einem silbernen Soda-Siphon. Es gab sogar eine Palme im Kübel, deren zerfaserte Wedel über den Couchtisch hingen. Das Zimmer kam Kitty vor wie ein Bild aus einer Zeitschrift. Es sah irgendwie unwirklich aus, aber sie war erfreut und beeindruckt.

Diana zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche. Sie schüttelte es, bis zwei Zigaretten herauslugten. »Zigarette?«

»Im Augenblick nicht, danke.« Kitty beschloss, erst später zu sagen, dass sie nicht rauchte.

»Es müsste alles da sein, was Sie brauchen«, sagte Diana aus dem Mundwinkel, während sie ihre Zigarette anzündete.

»Sonst schicken Sie eine Nachricht an die Proviantstelle. Lassen Sie nicht locker, bis Sie haben, was Sie wollen. Und wenn Ihnen etwas nicht gefällt, schicken Sie es einfach zurück.«

In der Diele öffnete sie die Tür zu einem weiteren geräumigen Zimmer. »Das große Schlafzimmer«, verkündete sie. »Die

Häuser haben alle den gleichen Grundriss, deshalb kenne ich mich hier aus.«

Im Zimmer stand ein Doppelbett mit einer cremefarbenen Steppdecke und einem Moskitonetz. Der übrige Raum wurde von einer großen Kommode mit geschliffenem Spiegel beherrscht. Kitty runzelte verwirrt die Stirn. Theo hätte eigentlich schon vor Wochen nach der Fertigstellung der Malerarbeiten aus den Quartieren der alleinstehenden Männer ausziehen müssen. Aber es gab kein Anzeichen dafür, dass er hier schlief. Rasch verließ Kitty das Zimmer. Sie fragte sich, ob Diana das wohl auch bemerkt hatte.

Weiter hinten in der Diele ging Diana an einer verschlossenen Tür vorbei, durch die der Geruch nach Kerosin und Kochöl drang.

»Wenn es nicht unbedingt nötig ist, setze ich keinen Fuß in meine Küche, aber Cynthia hat sie gern regelmäßig inspiziert.« Diana blickte Kitty erwartungsvoll an. Offensichtlich wollte sie hören, welchen Ansatz Kitty bevorzugte. Kitty zuckte mit den Schultern. Sie war sich nicht sicher, welcher Richtung sie sich anschließen sollte.

»Na, zumindest haben wir jetzt alle vernünftige Kühlschränke. Electrolux. Sie sind erst letzte Woche eingetroffen, und wir haben endlich kaltes Tonic. Und jede Menge Eis.« Sie lächelte – das erste wirkliche Lächeln, das Kitty bei ihr sah. Einer von Dianas Vorderzähnen stand ein wenig schief, aber der Makel betonte nur noch die Vollkommenheit ihrer übrigen Erscheinung.

»Toilette. Studierzimmer.« Diana zeigte auf die übrigen Räume. »Das Badezimmer. Wir haben leider rosafarbene Handtücher. Der Himmel weiß, wie sie auf diese Idee gekommen sind.« Sie schwieg und legte nachdenklich den Kopf schief. »Einige der Frauen glauben, dass sie die Farbe absichtlich ge-

wählt haben, weil letztendlich sowieso alles hier pink wird wegen des roten Staubs im Wasser.« Sie schüttelte den Kopf. »Aber mir kommt das unwahrscheinlich vor. Das klingt für den OFC viel zu vernünftig.«

Kitty fragte sich, was sie mit dieser Bemerkung wohl meinte. Nach allem, was sie über die Arbeit der Overseas Food Company wusste – von Theo und aufgrund ihrer eigenen Erfahrung während der Reisevorbereitungen –, hatte sie eine Vorstellung von Ordnung und Präzision, so wie man es erwarten konnte bei all den ehemaligen Armee-, Marine- und Luftwaffen-Angehörigen.

Diana schnipste Asche ins Waschbecken und verließ das Badezimmer wieder. Sie wies auf eine weitere geschlossene Tür. »Das war das Kinderzimmer. Sie hatten zwei.«

Kitty nahm an, dass sie auch dieses Zimmer gemeinsam betreten würden, aber Diana blieb zurück. Sie betrachtete prüfend ihre Fingernägel und zupfte an einem Hautfetzchen. Trotzdem beschloss Kitty, rasch einen Blick hineinzuworfen. Als sie die Tür öffnete, blieb sie überrascht stehen. Auf einem kleinen Tisch lag Theos Haarbürste, und auf dem Boden vor dem schmalen Bett standen seine Hausschuhe. Sein blauer Morgenmantel hing über einem Stuhl. Einen Moment lang wurde Kittys Freude über den Anblick der vertrauten Dinge von Verwirrung überdeckt. Es kam ihr merkwürdig – unerklärlich – vor, dass ihr Mann sich in dem kleinen Zimmer eingerichtet hatte. Aber dann dämmerte es ihr. Theo war nur umsichtig. Er wollte ihre Ankunft abwarten, bevor sie gemeinsam ins große Schlafzimmer zogen, so dass es von Anfang an ihnen gemeinsam gehören würde.

Sie blickte sich in dem sonnigen Raum um. Ein weiterer glücklicher Gedanke kam ihr. Eines Tages würden Kinder hier schlafen. Sie würden mindestens zwei haben, hoffentlich

drei, aber auf keinen Fall mehr als vier. Theo war ein einsames Einzelkind gewesen, während Kitty erlebt hatte, wie ihre Mutter sich für eine zu große Kinderschar aufgearbeitet hatte. Sie wollten bald schon mit der Familienplanung beginnen. Kitty war fast achtundzwanzig, und Theo war älter als sie. Im Krieg waren sie häufig getrennt gewesen, und wenn sie sich gesehen hatten, hatten sie sorgfältig auf Verhütung geachtet. Es war nicht die richtige Zeit, um ein Kind in die Welt zu setzen. Und nach dem Krieg war das Leben auch nicht einfacher geworden. Aber jetzt war der richtige Zeitpunkt gekommen. Lächelnd schaute Kitty sich im Zimmer um. Vielleicht würde sie sogar Wände und Fensterrahmen noch einmal streichen lassen. Zitronengelb möglicherweise – damit es sowohl zu einem Jungen als auch zu einem Mädchen passte.

Diana wartete in einem weiteren großen Raum auf sie. Sie hatte einen Aschenbecher entdeckt und trug ihn mit sich herum.

»Wie sind die Schulen hier denn so?«, fragte Kitty sie.

Diana zog an ihrer Zigarette. »Das dürfen Sie mich nicht fragen. Ich habe keine Kinder.«

»Oh, Entschuldigung.« Kitty biss sich auf die Lippe. Am liebsten hätte sie ihre gedankenlose Frage zurückgenommen. Wenigstens war keine Emotion in Dianas Augen zu erkennen – anscheinend gehörte sie nicht zu den Frauen, die keine Kinder bekommen konnten und sich aufregten, wenn sie erwähnt wurden. Wahrscheinlich war sie sogar zufrieden damit, keine Kinder zu haben, dachte Kitty. Sie hatte so gar nichts Mütterliches an sich.

In dem kurzen Schweigen, das folgte, zog Diana erneut an ihrer Zigarette. Kitty ging um den schweren, dunklen Esstisch, der von Stühlen umgeben war, herum. Vor einem Geschirrschrank mit Glastüren blieb sie stehen. Er war voller Geschirr. Neben den üblichen Tellern, Schüsseln, Tassen und

Untertassen gab es eine Kuchenplatte, eine Butterdose, Salz- und Pfefferstreuer.

»Ich dachte, Geschirr stünde auf der Liste der persönlichen Gegenstände«, sagte Kitty verwirrt. Nachdem der OFC ihr die Liste geschickt hatte, hatte sie extra ein neues Service – schlicht weiß und unempfindlich – für hier gekauft.

»Das ist auch so«, bestätigte Diana. »Cynthia hat ihres hiergelassen. Sie wollte sich nicht die Mühe machen, alles einzupacken.« Fragend zog sie die Augenbrauen hoch. »Sie wissen doch, wer sie ist – Mrs. Wainwright?«

Kitty nickte und senkte respektvoll den Blick. Cynthia war die Witwe des früheren Leiters der Verwaltung, Major Wainwright. Theo hatte nicht nur den Job des Mannes übernommen, sondern auch sein Haus. Seit sie das erfahren hatte, hatte Kitty sich unwohl bei dem Gedanken gefühlt, dass sie und Theo vom Unglück einer anderen Person profitierten. Sie warf Diana einen Blick zu, weil sie halb erwartete, dass die Frau etwas zu der Tragödie sagen würde. Aber Diana war bereits an den Tisch getreten.

»Der Tisch hat auch ihr gehört.«

Der Patina des Holzes nach zu urteilen, war er bereits Generationen alt. Er war solide gebaut, mit dicken, viereckigen Beinen – in diesem modernen Haus mit seinen eleganten, hellen Möbeln aus Pinienholz wirkte er fehl am Platz.

»Sie hat ihn einem Mann im Auslandsdienst abgekauft, der den ganzen Krieg hier verbracht hat und danach endlich nach Hause konnte«, sagte Diana. »Cynthia hat mich gebeten, Ihnen das hier persönlich zu geben.«

Kitty entfaltete ein Blatt Papier, auf dem ein handgeschriebenes Rezept für Möbelpolitur stand. Darüber stand die Anweisung: *Zweimal am Tag nach den Mahlzeiten unter Aufsicht anzuwenden.*

Kitty fuhr mit der Hand über die wunderschöne, seidenglatte und dunkel glänzende Platte des Esstischs und empfand es schon jetzt als Bürde, dafür verantwortlich zu sein. Sie stellte sich Schrammen, Kratzer, Flecken und Wasserringe vor.

Im Geschirrschrank sah sie Cynthias Geschirr mit Goldrand und Rosenmuster. Die Griffe an den Tassen waren zart und verschnörkelt. Kitty wusste, wie schwierig sie zu halten waren, vor allem, wenn man ständig daran denken musste, den kleinen Finger elegant abzuspreizen. Das Porzellan war so dünn, dass sie Angst hatte, ein Stück vom Rand abzubeißen. Und der zierliche Fuß bedeutete, dass es fast unmöglich war, sie am Tisch weiterzureichen, ohne dass sie auf dem Unterteller klapperten.

Diana drückte ihre Zigarette aus und ließ den Stummel im Aschenbecher liegen. »Nun, ich verlasse Sie jetzt, damit Sie auspacken können.«

Kitty riss sich zusammen. Sie war jetzt die Hausherrin. »Kann ich Ihnen noch einen Tee anbieten? Ich könnte nachschauen ...«

»Nein, danke. Ich muss nach Hause und mich zum Abendessen umziehen. Ich hole Sie morgen um zehn ab, und wir fahren zum Club. Dort gibt es Kaffee.«

Sie lief auf ihren hohen Absätzen klappernd die Treppe hinunter. Als sie die Einfahrt erreichte, ging sie auf Zehenspitzen, damit ihre Absätze nicht im Kies versanken.

Kitty wartete an den Stufen, bis der Mercedes davongefahren war. Dann drehte sie sich um und trat zur Haustür – *ihre* Haustür. Sie konnte es kaum erwarten, jedes Zimmer noch einmal allein zu inspizieren. Endlich hatten sie und Theo ein eigenes Zuhause. Die Zimmer, die sie nach ihrer Hochzeit in der Nähe des Luftwaffenstützpunktes in Skellington gemietet hatten, zählten nicht wirklich; dort waren sie immer nur zu-

sammen gewesen, wenn Theo frei bekam. Und als er bei der Luftwaffe entlassen wurde, waren sie wieder zu seinen Eltern nach Hamilton Hall gezogen. Kitty hatte sich dort immer wie ein Gast gefühlt. Die Zimmer, die man ihnen gegeben hatte, waren nicht nur nach dem Geschmack ihrer Schwiegermutter eingerichtet, sondern trugen den Stempel von Generationen von Hamiltons. Alles war heilig – die beiden Porzellanhunde mit den vergoldeten Ohren; der Kinderhochstuhl, in dem eine lebensgroße Babypuppe mit schwarzen Glasaugen saß; und vor allem die Orden, Admiralshüte und die anderen militärischen Erinnerungsstücke. Dann gab es noch das Porträt eines Mädchens in rotem Kleid – eine entfernte Verwandte von Theo –, in deren gequältem Blick bereits die Vorahnung zu stehen schien, dass sie vor ihrem siebten Geburtstag sterben würde. Jedes Zimmer, das sie bewohnten, war voller Historie. Das Wohnzimmer bezeichneten sie als »Klassenzimmer«, weil Theo dort als Kind Unterricht gehabt hatte. Ihr Schlafzimmer war eigentlich »Urgroßmutterns Zimmer«. Nichts war neu und unbelastet.

Aber hier in Kongara war alles anders. Das Haus war fast brandneu. Es hatte nichts mit dem alten Prachtbau zu tun, an den Theo gewöhnt war. Eigentlich fiel es Kitty sogar schwer, sich vorzustellen, dass er hier lebte – aber er musste sich schließlich im Klaren darüber gewesen sein, dass er sich mit dem Job, den er übernahm, an andere Lebensbedingungen anzupassen hatte. Lächelnd blickte sie sich um. Das Haus war ganz anders als die heruntergekommene Bretterbude, in der sie aufgewachsen war. Sowohl für sie als auch für Theo war es eine völlig neue Umgebung. Jetzt mussten sie nur noch die unpersönliche Hand des OFC abschütteln. Cynthias Geschirr würde sie wegpacken; auf den kostbaren Tisch würde sie eine Tischdecke legen. Kitty schlang in stiller Freude die

Arme um sich. Sie war jetzt seit fast sieben Jahren mit Theo verheiratet. Die ersten fünf Jahre waren vom Krieg unterbrochen gewesen, und die nächsten beiden wurden überschattet von der Nachkriegszeit. Sie hatte lange genug gewartet. Aber jetzt kamen Herz und Heim endlich zusammen.

Einen Moment lang stand Kitty vor der geschlossenen Küchentür. Sie hob die Hand, um anzuklopfen, ließ sie dann aber wieder sinken – schließlich war es ihre Küche. Langsam öffnete sie die Tür, um die Dienstboten vorzuwarnen.

Der Hausboy sprang von der Stufe zur Hintertür auf und warf dabei Erdnusschalen zu Boden. Der Koch stand am Herd und drehte sich um. Es dauerte keine zwei Sekunden, da standen beide Männer vor Kitty, mit hoherhobenen Köpfen, bereit zur Inspektion.

Kitty musterte sie verlegen. Sie wandte sich an den Koch.

»Wie ist dein Name?«

»Ich bin Eustace.«

Seine krausen Haare waren grau gesprenkelt, und um den Mund hatten sich tiefe Falten eingegraben. Er war wahrscheinlich alt genug, um ihr Vater zu sein.

»Und du?« Sie blickte den Hausboy an.

»Ich bin Gabriel.«

Kitty war versucht, sie zu fragen, woher sie diese ungewöhnlichen englischen Namen hatten – beide endeten auf Konsonanten, was für sie schwierig auszusprechen war. Aber sie ließ es dabei bewenden, sich selbst vorzustellen.

»Ihr könnt mich Memsahib Kitty nennen.«

Eustace zeigte keine Reaktion. Kitty holte tief Luft. Sie war entschlossen, ihr Swahili zu verwenden.

»*Chakula cha jioni pangu gani?* Was wollt ihr zum Abendessen kochen?«

Die Männer wechselten einen Blick, sagten aber nichts. Kitty wollte ihre Frage gerade wiederholen, als Eustace antwortete. »Heute ist Montag.« Er sprach Englisch und bildete die Wörter sorgfältig, als ob Kitty ihn vielleicht nicht verstehen würde. »Heute kochen wir Corned Beef, gestampfte Kartoffeln, weiße Sauce und Bohnen. Zum Dessert gibt es Bakewell-Torte.«

Er zeigte auf die Wand, an der ein Blatt Papier aus einem Schulheft hing. Selbst aus dieser Entfernung erkannte Kitty die Schrift. Es war dieselbe Handschrift, in der das Rezept für die Möbelpolitur aufgeschrieben worden war. Sie trat näher, um es genauer zu betrachten. Das Menü für Montag war so, wie der Koch es beschrieben hatte. Am Dienstag gab es kaltes Rindfleisch mit Kartoffelsalat und gekochtem Gemüse, gefolgt von Reispudding, am Mittwoch gebratenes Hühnchen, am Donnerstag Hackbraten. Es war genau die Art von Essen, wie Theo es liebte – ebenso wie der Rest seiner Familie. Juri hatte immer über sie gelacht und gesagt, sie seien über Internatskost nie hinausgekommen. Er hätte nie eine feste Menüfolge in Betracht gezogen. Die meiste Zeit aß er noch nicht einmal richtige Mahlzeiten. Er kramte in der Küche herum, nahm Brot, Käse, Pickles, geräucherte Würstchen – was auch immer die Haushälterin für ihn gekauft hatte. Im Geiste sah Kitty ihn vor sich, wie er am geöffneten Kühlschrank hockte. Seine silbernen Haare fielen ihm in die Stirn. Nackt bis zur Taille, trotz der kühlen Luft; aus der Hosentasche baumelte ein Malerlappen. Für einen Mann von sechzig Jahren hatte er einen schlanken, durchtrainierten Oberkörper.

»Wir werden essen wie die Bauern, Kitty«, hatte er gesagt und eine Flasche französischen Wein geöffnet. Das Essen stand auf einem Tisch voller Kerzenwachsflerken und musste sich

den Platz mit allem Möglichem teilen, was sich dort angesammelt hatte – ein halb fertiger Entwurf, ein Stapel alter Briefe, ein Glas mit welken Blumen.

Kitty verbannte die Gedanken an Juri aus ihrem Kopf und wandte sich wieder an den Koch. Sie überlegte einen Moment, was sie auf Swahili sagen wollte. »Und Bwana Hamilton – ist er zufrieden damit, jede Woche das Gleiche zu essen?«

»Ja, Memsahib. Der Bwana ist sehr zufrieden.«

Kitty wusste, dass es stimmte. Seit dem Krieg bevorzugte Theo alles Vorhersagbare. Wer konnte ihm das schon übelnehmen nach all den Jahren, in denen er abends nicht gewusst hatte, ob er am nächsten Morgen noch am Leben sein würde? Kitty ging in der Küche herum und tat so, als interessiere sie sich für die großen Kanister mit Mehl, Zucker, Salz, Haferflocken und Keksen. Neben den Flaschen mit HP Sauce und Tabasco stand auch eine Dose Keen's Currypulver. Sie spürte, dass sie jetzt eine Frage stellen oder etwas kritisieren sollte, um ihre Autorität als neue Memsahib zu festigen. Sie trat an den Herd und hob den Deckel von einem großen Topf. Ihre Augen weiteten sich, als sie das riesige Stück Fleisch sah, das in der Brühe kochte.

»Wo habt ihr dieses Fleisch her?«, fragte sie, wobei sie vergaß, Swahili zu sprechen. Ein so großes Stück Rindfleisch hatte sie nicht mehr gesehen, seit sie zu Hause auf der Farm in Neusüdwales gewesen war. Im Krieg hätte das Fleisch in diesem Topf als Wochenration für mehrere große Familien in England gedient – wenn man es überhaupt bekommen hätte.

»Von einer Kuh«, antwortete der Koch.

Kitty warf ihm einen forschenden Blick zu, konnte aber keinen Sarkasmus entdecken. Also nickte sie lediglich zustimmend. Schon wandte sie sich zum Gehen, als ihr klar wurde, wie durstig sie war. »Ich hätte gern Tee.«